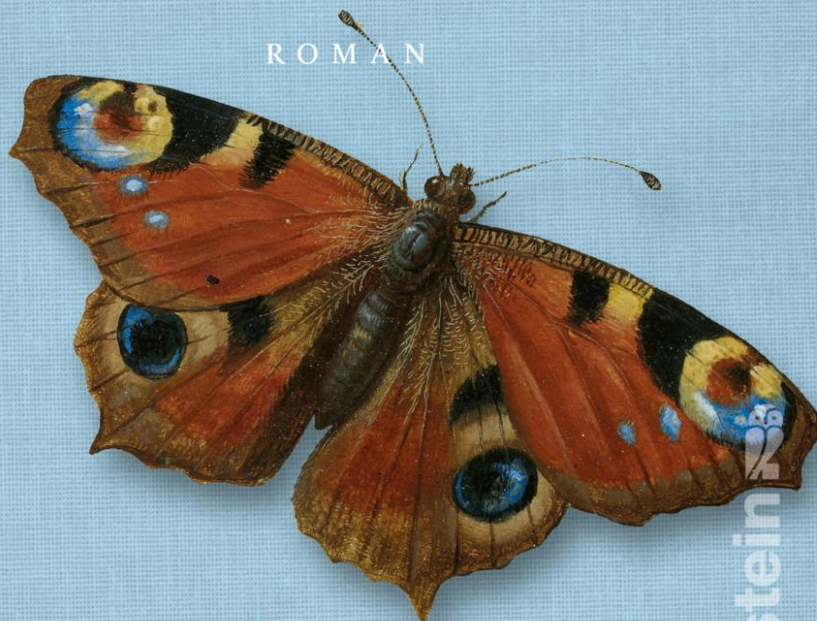


Martin Beyer

TANTE HELENE
UND DAS BUCH
DER KREISE

ROMAN



ullstein 

Martin Beyer

Tante Helene und das Buch der Kreise

Martin Beyer

TANTE HELENE
UND **DAS BUCH**
DER KREISE

Roman



Ullstein

Dieser Roman wurde mit einem Arbeitsstipendium
des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft
und Kunst gefördert.

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN: 978-3-550-20135-6

© 2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Gesetzt aus Century Schoolbook

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Irene Wedell:

Ich danke Dir, und ich höre Dir noch immer zu.

1

Alexander
New York
2018

Jemand, an den ich mich erinnern werde

Die Räder standen still. Es ging nicht weiter. Minutenlang schon ging es nicht weiter. Mit dem üblichen Verkehrsaufkommen zur Rushhour war das nicht zu erklären. Alexander blickte auf die Armbanduhr, ohne die Zeit abzulesen. Kurz darauf noch einmal. Und noch einmal. Als er es bemerkte, musste er lächeln. Der Automatismus des Zu-spät-Kommens. Als würde es irgendetwas nutzen, auf die Uhr zu schauen, als würde Gott deswegen die Straßen schneller freimachen (wobei es äußerst unwahrscheinlich war, dass sich Gott für das Verkehrswesen in New York interessierte).

Dumm gelaufen.

Alexander fühlte sich an dieses unselige Kinderlied erinnert, »die Räder vom Bus gehen rundherum«, nur dass er in einem Taxi war und sich die Räder schon seit geraumer Zeit nicht mehr drehten. Der Fahrer nahm einen Funkspruch entgegen und informierte Alexander, dass irgendwelche Leute die Brooklyn Bridge blockiert hätten. Eine Demo an der City Hall. Wenn er wolle, könne er versuchen, zu Fuß bis zur nächsten U-Bahn-Station zu laufen, und wenn nicht, dann könne er gerne im Taxi warten, bis die Polizei diese Idioten festgenommen hätte. »Was ist nur aus dem Westen geworden«, maulte der Mann am Steuer,

er war ganz in Khaki gekleidet und heute Morgen beim Versuch gescheitert, das Resthaar so über den Schädel zu verteilen, dass es nicht nach einer Groteske aussah. Alexander stellte eine Berechnung an:

1. Standort: direkt an der Brücke, Downtown türmte sich auf, Gott sei Dank hatten sie noch die Ausfahrt vom Roosevelt Drive geschafft, sonst hätte er nicht einmal aussteigen können (vielleicht unterschätzte er Gott, und der himmlische Vater war, weil er alles war, auch eine Art Verkehrspolizist). Wie lange würde er von hier zu Fuß zur nächsten U-Bahn-Station benötigen? – fünf Minuten bei flotter Gangart, je nachdem, was auf den Straßen wegen der Demo los war.
2. Würde er ins Schwitzen kommen? – Vermutlich in einem verantwortbaren Maße, es war kühl heute.
3. Würde er zu spät zum Termin mit der Taylor-Familie kommen? – Sehr wahrscheinlich, es stünde diesen neureichen Welteroberern allerdings gut zu Gesicht, wenn sie einmal auf jemanden warten mussten, und dann gab es ja noch Dad; Dad war schon längst in der Firma. Er war immer in der Firma.
4. Interessierte es ihn, welche »Idioten« den Platz vor der City Hall und damit die Zufahrt zur Brücke blockierten? Und bedeutete das, dass er den Termin mit den Taylors einfach sausen lassen und sich das einmal genauer anschauen sollte? Bei ehrlicher Betrachtung: ja. Allerdings hatte er wegen des Taylor-Termins diese Kostümierung an, ver-

mutlich würde er sofort in Gespräche über die Systemfehler des Kapitalismus verwickelt werden. Höchstwahrscheinlich aber würden sie ihn gar nicht beachten.

Das Ergebnis war eindeutig: Er ging los. Der Himmel versprach zu viel mit diesem euphorischen Blau, die Blätter der Bäume waren herbstgelb, Honigbäume hatte Grandma sie auf Deutsch genannt, viele Leute trugen bereits Mützen oder hatten sich Kapuzen über den Kopf gezogen. Er kam an einer Polizeistation vorbei, vermutlich waren alle Uniformierten ausgeflogen, alle bei der Demo, er passierte die üblichen Ladengeschäfte und Bistros, auf einer Fensterfront der Vers »Ra-men, könnt' ich heut gut vertra-gen«, Shakira sang von irgendwoher »Underneath your clothes ...«. Wäre ich doch im Museum geblieben, dachte er, eine Arbeit von Betye Saar hätte er am liebsten gestohlen: ein rustikaler Fensterrahmen aus braunem Holz, und statt hindurchzuschauen, blickt man auf verschiedene Bilder, machtvolle und rätselhafte Symbole, ein Skelett, zwei tanzende Menschen, ein Löwe schluckt die Sonne. In der großen Aussparung unten blickt ein nachtschwarzes Gesicht zurück und zwei Hände, mit astrologischen Zeichen verziert, pressen sich an die Scheibe. Rein oder raus? Das hatte ihn an Helenes Arbeiten erinnert, und er dachte an die Tante aus Deutschland und ob sie vielleicht eine Seelenverwandte von Betye Saar war, und wie es wäre, wenn sie einmal eine Ausstellung im MoMA haben und ihn einige Tage in New York besuchen

würde. Helene Klasing: *Metamorphosen*. Wäre das zu abgedroschen? Vielleicht: *Naturgut*. Nein, das war auch nichts. Anrufen, er sollte sie dringend einmal wieder anrufen, viel zu lange hatte er nichts mehr von ihr gehört. Seit sie ihm das Bild geschickt hatte. Das Bild. Viel zu schade, es in seinem Büro zu verstecken. Aber wo ist es besser aufgehoben, in deiner Wohnung? Als er darüber nachdachte, hatte er die City Hall erreicht.

»Ich hab hier eine dringende Medikamentenlieferung«, rief ein Mann, er war aus dem Wagen gestiegen und schleuderte seine Fäuste in Richtung Demonstration, »und wenn mir einer verreckt, dann sind diese Gammler daran schuld!« Die Säulen der Stadthalle, niemand hatte einen Blick dafür, niemand schlenderte, hielt inne, sah sich etwas an. Die meisten wirkten noch gehetzter, aus der Routine geworfen, verschlossene Mienen, und wahrscheinlich könnte man, wenn es ganz still wäre, die knirschenden Kiefer hören.

Die Gesichter änderten sich jedoch, je näher er der Blockade kam, denn jetzt waren auch Sympathisanten des Geschehens darunter, und die waren aus einem ganz anderen Grund wütend, oder sie waren überhaupt nicht wütend, sondern in gewisser Weise überwältigt, bei diesem Ereignis dabei zu sein; manche strahlten und lächelten dieses Kirchenlächeln, und tatsächlich stand da an einer Ecke ein selbsternannter Priester mit einem Megaphon und verkündete: »GLAUBE! Gott will, dass ihr sanft zueinander seid. Das ist SEIN Wille.«

Halleluja, dachte Alexander und ging weiter, es war wie ein Sog, der ihn in das Innere dieser Zusammenkunft zog. Ein Verkündigungswettstreit der Megaphone, neben dem Priester brüllten mindestens zwei weitere Leute über den Platz, die eine Stimme schien zu den Aktivisten zu gehören, sie sagte, dass die Stadt in wenigen Jahren nur noch von Superreichen bewohnt werde, wenn es so weitergehe. Und im Schatten der neuen Häuser wachse nichts. Die Gegenstimme der Polizei forderte dazu auf, die Fahrbahn freizugeben. Ein junger Mann saß auf einer Laterne und rollte ein Plakat aus, Alexander sah ihm eine Weile dabei zu. Eine Botschaft in die Welt setzen. Überhaupt eine Botschaft haben. Auf eine Laterne klettern im Glauben, etwas bewirken und verändern zu können. Irgendwie beneidenswert.

Viele Aktivisten waren verkleidet, Kinder steckten in Bienenkostümen, einige hatten sich in Kunstblut getaucht und einen rätselhaften Bewegungsablauf einstudiert. Ein Weltuntergangstanz? Es wurde gesungen: *New York, New York*, und Alexander hätte es nicht für möglich gehalten, dass man dieses Lied auf eine sarkastische Weise singen konnte.

Ein paar Obdachlose verfolgten das alles stoisch aus ihren Schlafsäcken, heute kamen eben noch die Schlafsäcke der Aktivisten hinzu und die Zelte und Matratzen und Kinderwagen und Rucksäcke. Überall waren Polizisten, Polizeimotorräder standen herum, der Wind frischte auf und Alexander fragte sich, ob dieser Ort gut gewählt war, warum sie nicht etwa am Times Square demonstrierten und sich mit den Phä-

nomenen umgaben, gegen die sie sich so schilderreich wendeten. Und nur ein paar Meilen Luftlinie von hier saß in diesem Augenblick sein Vater am Tisch mit den Taylors; sie halfen kräftig mit, dass dieses *Dollarama* (wie auf einem Schild stand) funktionierte. Dad würde die Welteroberer-Familie Taylor in diesem Moment überzeugt haben, ihr neues Hotel in Manhattan mit einer Küche aus dem Hause LeMay auszustatten. Dad sagte vermutlich in dieser Sekunde einen Satz wie: »Wir sind ein Unternehmen mit Tradition, aber unser gesamtes Setup ist rein quantitativ!« Oder würdest du selbst einen solchen Satz sagen, wenn du mit am Tisch sitzen würdest? Die Taylors jedenfalls würde es freuen, das zu hören, denn es bedeutete, sie würden bald noch mehr besitzen, nicht unbedingt mehr Geld, es ging ihnen längst nicht mehr nur um Geld, sie waren eben nicht irgendwelche Investoren, sie wollten etwas bewirken und verändern (*darin* waren sie dem Mann auf der Laterne ähnlich), sie suchten sich ihre Objekte und Partner genau aus. Was war das für ein Gefühl, wenn man aus irgendeinem Kaff in Wisconsin stammte und nun dafür verantwortlich zeichnete, ganze Stadtteile umzubauen? Er hätte neben seinem Vater sitzen sollen, weil die Taylors in den Außenbezirken ihres Geschäftssinns altmodisch und sentimental sind und Wert darauf legen, Kunde bei einem Familienunternehmen zu sein, dessen Potenz sich auch dadurch zeigt, dass es einen Nachfolger gibt, einen Junior. Auch wenn dieser Junior nicht richtig mitmacht, aber das mussten die Taylors nicht wissen.

Alexander ließ sich weiter durch die Menge treiben, er stand nun mitten auf einer Kreuzung; hier hatten sie die Straßensperre errichtet, ein *Die-in*, die Frauen und Männer hatten sich auf den Boden gelegt, summten und klatschten in die Hände, ziemlich lebendige Leichen. Vor dieser Gruppe lagen fünf von ihnen auf diesen glitzernden Rettungsdecken aus dem Verbandskasten, die Beine steckten in schwarzen Metallröhren, die irgendwie auf dem Asphalt befestigt waren, geschweißt, einbetoniert, sodass es nahezu unmöglich war, die Röhren aufzuflexen, ohne die Menschen dabei zu verletzen. Rechts eine Frau, ganz in Pink gekleidet, Alexander wurde durch die Menge näher an sie herangeschoben, er hatte keine Wahl – oder lässt du es einfach geschehen?

»Schicker Mantel«, sagte sie, als sie auf ihn aufmerksam wurde, »ist das Kaschmir?«

»Ich, äh, weiß es nicht, Schurwolle?«

»Nicht, dass er etwas abbekommt. Wäre schade drum.«

Sie versuchte, sich zu bewegen, verzog das Gesicht dabei.

»Sieht unbequem aus«, sagte er.

»Ich atme die Schmerzen weg.«

»Hm«, sagte er und wusste nicht, warum ihre Schnoddrigkeit ihn nicht längst vertrieben hatte.

»Wie heißt du?«, fragte er.

»Warum willst du das wissen? Bist niemand, an den ich mich erinnern werde.«

Er wurde weggedrängt, die Polizei machte ernst, »we shall not be moved« sangen die Protestierenden.

Gerätschaften wurden von Feuerwehrleuten angeschleppt, die Trillerpfeifen machten ihn wahnsinnig. Der Erste aus der Gruppe der lebenden Leichen wurde abtransportiert, Alexander löste sich von der Szene und hörte noch einmal das GLAUBE! und RETTE! der Megaphone und sah zu, dass er in die Firma kam. Ein Blick auf die Armbanduhr verriet ihm, dass er über eine Stunde zu spät zu seinem Termin kommen würde, diesmal hatte er die Zeit abgelesen.

Die Taylors – Gertrud, William und William jr. – wurden gerade von Dad verabschiedet, sie standen im Foyer zusammen. Alexander entschuldigte sich und führte kurz aus, was er auf dem Weg erlebt hatte.

»Diese Krawallmacher«, sagte William Taylor.

»Chaoten«, ergänzte der Junior.

»Das hat man also davon, wenn man an seine Klimabilanz denkt und nicht mit dem eigenen Auto fährt«, scherzte Dad und tat so, als wollte er seinem Sohn zur Seite springen. Sag ihnen doch noch, dass ich keinen Führerschein habe. So etwas kam in der Taylor-Welt sicher nicht allzu häufig vor. Alexander ging in die Kaffeeküche, der Vater folgte ihm.

»Ein Mann mit einem Einser-Abschluss an der Ryerson sollte doch in der Lage sein, pünktlich zu einem wichtigen Termin zu kommen. Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht? Hast du überhaupt etwas gedacht?«

Alexander beobachtete, wie das Kaffeerinnsal aus dem Automaten in die Tasse floss, dann kam der Milchschaum. »Ich habe es wirklich versucht, bin in ein Taxi gestiegen, du weißt wie ...«

»Wann hörst du endlich mit diesem ...«

»Mit diesem neurotischen Scheiß auf?«

»Alex, das alles ist ...«

»So viele Jahre her?«

»Könntest du mich bitte ausreden lassen?«

»Ich weiß aber immer schon, was du sagen wirst, Dad.«

»Im 19. Jahrhundert wurde in Deutschland, im Land deiner Vorfahren, etwas erfunden, man nennt es Telefon. Du hättest wenigstens anrufen können!«

»Die Taylors waren doch sicher froh über die Chefbehandlung«, sagte er und griff sich die Tasse mit dem Logo der Firma.

»Alex, pass auf! Du genießt hier keinen Sonderstatus.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Alexander und dachte: Wir beide wissen doch sehr genau, dass das nicht stimmt.

»Ich habe einen Termin mit Boris, und danach sprechen wir uns noch mal. So kann es jedenfalls nicht weitergehen.«

Alexander blieb in der Küche und nippte am Kaffee, den Mantel legte er auf die Fläche neben der Spüle. Hoffentlich bekommt er endlich mal was ab, dachte er, ging zum Fenster und starrte hinaus.

Eine Frau kam in die Küche, schwarzer Rollkragenpullover, schwarze Hose, gelbe Sneaker. Sie hatte das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Um den Hals lag ein Kopfhörer. Sie lugte noch einmal in den Gang, dann schloss sie die Tür.

»Wie lief das Gipfeltreffen?«, fragte sie.

»Ich habe es verpasst.«

»Du hast was?«

Er versuchte, es Alina zu erklären. Er erzählte von der Ausstellung, der Demo. »Bin ich jemand, an den du dich erinnern wirst?«, fragte er.

»Was soll das heißen?«

»Wie ich es gesagt habe. Da war eine Frau, auf der Demo, sie war sozusagen einbetoniert und ich stand direkt vor ihr, und sie sagte, ich sei niemand, an den sie sich erinnern werde.«

»Das ist natürlich schlimm für dich, der du immer schon die Nachwelt im Blick hast. Und sich Sorgen macht, was sie von dir halten wird.«

Warum sind heute eigentlich alle so *schnippisch*, wenn sie mit mir reden. Es klopfte an der Tür und jemand fragte, ob er an der Party teilnehmen dürfe oder ob es sich um eine geschlossene Gesellschaft handele. Alexander ging mit Alina in den Flur.

»Vergiss nicht, was du Maria versprochen hast«, sagte sie.

»Was habe ich ihr denn versprochen?«

Sie tippte mit dem Finger an ihre Stirn und schloss die Augen. Das bedeutete, er solle selber darauf kommen, er mochte diese Geste nicht. Dann sagte sie, sie müsse zu Boris, alle mussten zu Boris, er war der Einzige, der nicht zu Boris musste. Aber er musste Boris dankbar sein, er hatte Alina in die Firma geholt. So lange, bis Maria in die Schule gehen, bis Alina das Studium fortsetzen würde.

In seinem Büro knipste er die Schreibtischlampe an. Er setzte sich in den Drehsessel, der Laptop fuhr

hoch, vielleicht würde er noch ein paar Mails lesen. Vielleicht aber auch nicht. Auf Helenes Gemälde lag ein Schatten, und er sollte sich bei ihr melden, ihr von der Ausstellung erzählen, von Betye Saar, aber er hatte keine Kraft für ein Telefonat. Er fing an zu schreiben:

Alexander LeMay | LeMay Kitchens Inc.

Wie es geht

An: helene@klasing-kunst.de

Liebe Helene,

ich schreibe Dir und habe dabei Dein Gemälde vor Augen. Erst dachte ich, das Büro sei der ganz falsche Ort dafür, aber es hilft mir jeden Tag, über die Mühen der Ebene hinwegzukommen. Es leuchtet, es ist voller Energie. Ich würde gerne etwas Wahrhaftiges, Poetisches, Tiefes dazu schreiben, aber mir fehlen die Worte, entschuldige. Ich denke allerdings, *raised* ist genau das richtige Wort für Deine Erfahrung, genau der richtige Titel für das Gemälde. Ich komme darauf zurück, versprochen, und nichts würde ich lieber tun, als das Bild anzuschauen, zusammen mit Dir, in einem echten Raum.

Wie es mir geht, hast Du in Deiner letzten Mail gefragt. Ich werde versuchen, darauf zu antworten. Außerdem ist es die einzig richtige Frage, ich stelle sie mir andauernd. Bin ein lebendes Monothema geworden und kreise ausschließlich um: mich.

Muss mich unendlich anstrengen, etwas anderes zu sehen, etwas hineinzulassen in meinen Kopf. Es wird Winter? Aha. Wir werden von dem Lügenbaron in Washington zugrunde gerichtet? Nun denn. Die Nets verlieren andauernd? Soso. Es stapeln sich die ungelesenen Bücher, die unbeantworteten E-Mails, die ungesehenen Filme und Serien? So what. Woran das liegt? Hier kommen zumindest die Fakten:

Ich bin verliebt. Ja, wie das klingt. Vielleicht der wichtigste Grund, warum ich so ein Egomaniac geworden bin. Frisch Verliebte kennen nichts anderes außer sich selbst? Alina heißt sie. Seit zwei, drei Monaten tanzen wir wie Seepferdchen umeinander herum. Ich spüre, dass wir sehr verschieden sind, aber ich spüre auch, dass wir einen gemeinsamen Fluchtpunkt haben, an dem wir zur Ruhe kommen, an dem wir zu uns selbst finden. Das ist doch was, denke ich mir, vielleicht sogar sehr viel. (Außerdem ist sie der einzige Mensch, mit dem ich Musik hören kann, ohne dabei etwas anderes zu machen.) Aber können wir uns an diesem Fluchtpunkt dauerhaft einrichten, aus ihm eine feste Wohnstätte machen?

Außerdem hat sie eine Tochter, Maria. Sie scheint mich zu mögen. Sie ist fast fünf. Ich kann mit ihr lachen, Tränen lachen, wenn wir ein Dinoschwein malen oder ein Dreihorn aus Knetmasse formen. Ihrer neuen Lieblingspuppe habe ich den Namen Sweeney gegeben, und sie hat ihn übernommen. Ein Ritterschlag! Und im nächsten Augenblick sitze ich da und denke mir, was mache ich

hier? Bin ich das? Soll ich so sein? Fühle mich manchmal euphorisiert, manchmal so zerbrechlich wie eine Weihnachtsbaumkugel.

Alina hingegen ist stark, aber vielleicht verwechsle ich das auch mit mutig. Jedenfalls trägt sie wirklich eine Verantwortung, sie muss für einen anderen Menschen da sein. Sie ist viel weiter darin zu verstehen, wer sie ist, was sie will.

Er wurde unterbrochen. Dad stand in der Tür und sagte, er solle bitte zu Boris kommen. Jetzt durfte also auch er zu Boris kommen. Vielleicht durfte er mitspielen, vielleicht wollten sie ihm das Spielzeug wegnehmen, beides war möglich.

Das Telefon klingelte, die deutsche Vorwahl auf dem Display, er hob ab. Es war nicht Tante Helene.

»Alexander? Hier spricht Heidi aus Frankfurt, erinnerst du dich?«

»Ich erinnere mich sehr gut«, antwortete er auf Deutsch. Es fiel ihm schwer, in die andere Sprache zu wechseln, ohne darauf vorbereitet zu sein.

»Ich muss dir sagen ... Alexander, hörst du mich?«

»Ich höre dich.«

»Helene ist gestern gestorben. Ganz friedlich, sie ist eingeschlafen in ihrem Haus ... sie ist einfach nicht mehr aufgewacht.«

Er sah aus dem Fenster, Heidis Stimme im Ohr, ihre Worte erreichten ihn nicht mehr, waren nur Klang. Es war längst dunkel geworden. Er sah sein durchsichtiges Spiegelbild in der Scheibe: Junger Mann, einen Hörer haltend.